

die Argumentationsstränge hin, die von der »modernen« Strafrechtsschule und der Arbeit der IKV zur NS-Justiz führen (S. 95), aber ihr fehlt offenbar jegliche Sensibilität für derartige Kontinuitäten auf der Ebene der Sprache. Es kann nur verwundern, daß eine mit solchen Mängeln behaftete Dissertation nicht nur angenommen, sondern auch noch ohne Veränderung in Druck gegeben wurde. Den Herausgebern der »Rechtshistorischen Reihe« möchte man ein kritischeres Auge wünschen. *Dirk Schumann, Bielefeld*

Bernd Langner, Gemeinnütziger Wohnungsbau um 1890. Karl Hengerers Bauten für den Stuttgarter Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen, Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 1994, 283 S., brosch., 38 DM.

Die Wohnungspolitik im Kaiserreich gleicht einem komplizierten Mosaik, das erst im letzten Jahrzehnt dank vieler Einzeluntersuchungen und der äußerst verdienstvollen Überblicksdarstellung von Clemens Zimmermann genauere Konturen angenommen hat. Ein weiteres wichtiges Mosaiksteinchen in diesem Gesamtbild stellt die Dissertation des Kunsthistorikers Bernd Langner zum gemeinnützigen Wohnungsbau in Stuttgart dar. Die in der Schriftenreihe des Stuttgarter Stadtarchivs vorbildlich editierte Untersuchung zeigt eine weitere Variante des sozialpolitisch motivierten Wohnungsbaus in den Jahren 1890 bis 1914. Keine der bislang erforschten Formen der Wohnungsbauförderung für Unterschichten vor dem Ersten Weltkrieg, ob die der Baugenossenschaften oder des betrieblichen und kommunalen Wohnungsbaus, treffen auf das Stuttgarter Wohnungsbaumodell zu. In der württembergischen Hauptstadt wurde die überwiegende Zahl der gemeinnützigen Wohnungen durch den »Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen« errichtet. Dieser 1866 entstandene Verein beruhte auf einem paternalistischen Wohlfahrtsmodell, wie es in den 1840er Jahren durch den konservativen Sozialreformer Victor Aimé Huber entwickelt worden war. Dem aus einer Bankierfamilie stammenden Nationalökonom Eduard Pfeiffer, der den Stuttgarter Verein initiierte und ihm lange Zeit vorstand, kam dabei eine Schlüsselrolle zu. Pfeiffer war nicht nur mit Huber persönlich bekannt, er unterstützte und realisierte dessen Vorstellung einer »gemeinnützigen« Baugesellschaft, die im wesentlichen auf Mitteln privater Spender beruhte. Die Gründungsmitglieder des Stuttgarter Vereins suchte Pfeiffer daher unter den politischen und wirtschaftlichen Entscheidungsträgern, und er fand sie im württembergischen Königshaus, beim Hofadel, bei der Beamtenschaft und dem Besitzbürgertum. Die Eindämmung der Sozialdemokratie war, wie der Autor zu Recht betont, das Ziel dieses Gründerkreises, der politisch – wie Pfeiffer selbst – überwiegend bei der »Deutschen Partei« (so nannten sich die württembergischen Nationalliberalen) angesiedelt war. Mit seiner spezifischen Organisations- und Finanzierungsstruktur stellte der Stuttgarter Verein im Vergleich zu den übrigen Formen der Wohnungsbauförderung im Kaiserreich einen einzigartigen Anachronismus dar, waren doch um 1890 die Tage der paternalistischen Wohlfahrtspflege längst gezählt.

Im Hauptteil der Arbeit widmet sich der Autor nahezu ausschließlich der Planung und Ausführung der Bauten des »Vereins für das Wohl der arbeitenden Klassen«, die in den Jahren nach 1890 in beachtlicher Zahl erstellt wurden. Im Mittelpunkt steht dabei die Arbeit des Architekten Karl Hengerer, der einen Großteil der Bauten konzipierte. Unweigerlich treten dadurch stilistische und architekturhistorische Fragen zu Lasten von allgemeinen sozial- und wohnungspolitischen Aspekten in den Vordergrund. Interessant ist in diesem Zusammenhang allerdings, daß die Stuttgarter Siedlungen nicht vorrangig unter quantitativen Zielvorgaben – wie im Arbeiterwohnungsbau sonst üblich – entstanden.

Vielmehr spielten auch ästhetische Aspekte eine wesentliche Rolle. Ein Anspruch, der bereits daran deutlich wird, daß für die Siedlung Ostheim, mit 132 Gebäuden die größte und älteste von Hengerers Siedlungen, eigens ein offener Architektenwettbewerb ausgeschrieben wurde. Üblicherweise waren für den Bau von Arbeitersiedlungen zumeist Bauingenieure herangezogen worden. Während bauliche Details im folgenden in größter Ausführlichkeit dargestellt werden, bleiben andere Aspekte bedauerlicherweise sehr schemenhaft. Zwar erfährt der Leser Details zu Mietniveaus, Grundstücks- und Gebäudekosten, die eigentliche Finanzierung des Wohnungsbaus wird jedoch nicht thematisiert. Unklar bleibt, ob der Verein die Siedlung errichtete, um sie in eigener Regie zu vermieten, oder ob er sie nach Fertigstellung an Arbeiter verkaufte, wobei jedes Haus mit zwei Wohnungen ausgestattet war – eine zur Eigennutzung, die andere zur Weitervermietung. Diese Frage ist vor allem deshalb von Belang, da zwischen potentiellen Käufern und Mietern in der Regel deutliche Einkommensunterschiede bestanden.

Noch schmerzlicher wird die Einordnung des Stuttgarter Wohnungsbaumodells in die gesamten gemeinnützigen Wohnungsbauaktivitäten des Kaiserreichs vermißt. Clemens Zimmermanns Überblicksdarstellung »Von der Wohnungsfrage zur Wohnungspolitik« ist der Aufmerksamkeit des Autors beispielsweise völlig entgangen. Dies ist um so bedauerlicher, als Stuttgart einen interessanten, mit dieser Untersuchung gut dokumentierten Sonderfall darstellt, der des Vergleichs mit anderen Städten und Wohnungsbaumodellen dringend bedurft hätte.

*Martin L. Müller, Frankfurt/Main*

Detlef Brandes, Von den Zaren adoptiert. Die deutschen Kolonisten und die Balkansiedler in Neu-rußland und Bessarabien 1751–1914, R. Oldenbourg Verlag, München 1993, 549 S., geb., 83 DM.

Über die bis dahin vorliegenden, nicht gerade wenigen Untersuchungen zu den Nationalitäten des russischen Reiches geht Brandes mit der vorliegenden Monographie einen Schritt hinaus, indem er mehrere nichtrussische Ethnien nebeneinander stellt, vor allem Deutsche, Bulgaren, Gagauzen und Griechen, die sich seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts am Nordrand des Schwarzen Meeres ansiedelten. Dabei fragt der Verfasser zunächst nach den wirtschaftshistorischen Eigenheiten dieser Ethnien, wobei deren bäuerliche, handwerkliche, später auch industrielle Tätigkeit im Vordergrund steht. Daran anschließend wendet er sich den Kirchen und Schulen zu. In beiden Bereichen fördert Brandes eine Fülle von Material zutage, wie es bislang so nicht greifbar war. Mancherorts kann sich der Leser des Eindrucks allerdings nicht erwehren, daß die innerethnische Sozialschichtung auch schärfer hätte spezifiziert werden können, so wenn der Autor »dem deutschen Bauern« etc. pp. immer wieder »den russischen Bauern« gegenüberstellt (vgl. z. B. S. 449). Dennoch handelt es sich um ein gediegenes, ein kenntnisreiches Buch, an dem – wenn überhaupt – nur zweierlei zu bemängeln ist: zum einen der Verzicht auf den im Vorwort mit wenigen Sätzen angedeuteten Vergleich zwischen der Entwicklung des amerikanischen Westens und des russischen Südens. Zum anderen hätte das Buch zweifelsohne auch gewonnen, wenn Brandes stärker versucht hätte, sich zumindest partiell vom Stoff zu lösen, um die Vielfalt der zusammengetragenen Fakten in größere Zusammenhänge einzuordnen. Derartige Ansätze hätte man sowohl unter Rückgriff auf Kolonisations- als auch auf Ethnizitätstheorien wagen können. Als Werk eines »savant« erster Ordnung ist »Von den Zaren adoptiert« dennoch von bleibender Bedeutung.

*Christoph Schmidt, Köln*